

# BERÜHREN DENKEN

LiteraturForschung Bd. 40  
Herausgegeben vom Leibniz-Zentrum für  
Literatur- und Kulturforschung

Andrea Erwig/Johannes Ungelenk (Hg.)

# Berühren Denken

Mit Beiträgen von

Emmanuel Alloa, Siarhei Biareishyk, Andrea Erwig,  
Sandra Fluhrer, Karin Harrasser, Anatol Heller, Vera Kaulbarsch,  
Alma Magdalene Knispel, Hanna Sohns, Sula Textor,  
Johannes Ungelenk, Alexander Waszynski und Nicola Zambon

Kulturverlag Kadmos Berlin

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) –  
Projektnummer 387749687.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2021, Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin.

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-497-4

# Im Zickzack. ›Betreffbarkeit‹ und Methode

ALEXANDER WASZYNSKI

## I. Berühren als Thema

Eine Methode ist ein Weg, mit den Dingen auf andere Weise in Berührung zu kommen. Eine derart vermittelte Berührung erreicht mitunter höhere Intensität als der unvermittelte Kontakt. In der Kunstbetrachtung scheint eine bloß sinnliche, geradezu taktile Wahrnehmung<sup>1</sup> zuweilen nur als Effekt methodischer Regelungen erreichbar, durch Einklammerung von Sehgewohnheiten, Vorannahmen und Wissensbeständen. Umgekehrt vermag erst eine historische Kontextualisierung, die Ansprüche eines ästhetischen Gegenstandes nachvollziehbar, wenn nicht spürbar zu machen. Wer seine Methoden so zu wählen versteht, dass ihn etwas auf komplexere Weise angeht, kann sich objektiver zu seinen Gegenständen verhalten. Gleichzeitig bleiben Vorentscheidungen angreifbar. Das im Folgenden zu diskutierende Problem besteht darin, dass in der Distanzleistung ›Methode‹ die Möglichkeit des Distanzverlusts erhalten bleibt, eines Verlusts von Kontrolle, derer es aber wiederum bedarf, um zu validen Ergebnissen zu kommen.<sup>2</sup>

Sich von einem Kunstwerk berühren lassen zu können, schließt oft ein, dass es nicht seinerseits berührt werden darf. In seinem Aufsatz ›Die

---

<sup>1</sup> Mark Rothko, dessen Gemälde Fragen der Wahrnehmungsorganisation in besonderer Weise aufwerfen, hat die taktile Sinnlichkeit (›tactile sensuality‹) entschieden von einer Wahrnehmung im ›illusionistischen oder ideologischen Sinne‹ abgegrenzt, die lediglich auf die sichtbaren ›Erscheinungen‹ zielt und daher nicht in gleichem Maße ›sinnlich‹ ist. ›Zwischen taktiler und sinnlicher Wahrnehmung hingegen wird nicht so klar differenziert. Wenn wir eine Wahrnehmung haben, können wir sie nämlich niemals abstrakt von der Menge der positiven oder negativen Gefühle unterscheiden, die sie in uns auslöst.« Mark Rothko: *Die Wirklichkeit des Künstlers. Texte zur Malerei*, hg. von Christopher Rothko, übers. von Christian Quatmann, mit einem Nachwort von Peter J. Schneemann, München 2005 (engl. 2004), S. 177. Rothkos Essays bearbeiten insgesamt die Differenz zwischen einer ›illusionistischen‹ und einer ›taktilen‹, an der Wahrnehmung von ›Texturen‹ orientierten Ästhetik. Diese ist hier insofern von besonderem Stellenwert, als sie die Zentrierung im thematischen ›Motiv‹ angreift und die Details und Nebendinge, das ›Zubehör‹ aufwertet. Vgl. ebd., S. 135.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen <sup>3</sup>1972 (1960), S. 279: ›Ein mit methodischem Bewußtsein geführtes Verstehen wird bestrebt sein müssen, seine Antizipationen nicht einfach zu vollziehen, sondern sie selbst bewußt zu machen, um sie zu kontrollieren‹.

wesentliche Einsamkeit« (1953) hat Maurice Blanchot im Abschnitt »Das Bild« eine Konstellation beschrieben, in der zwar *räumliche* Distanz gewahrt ist, ein Kontakt, der die Auflösung einer *strukturellen* Distanz mit sich bringt, aber dennoch möglich erscheint:

Sehen setzt Distanz voraus, die trennende Entscheidung, das Vermögen, nicht in Berührung zu sein und in der Berührung die Verwirrung zu vermeiden. [...] Was passiert aber, wenn das, was man sieht, wenngleich auf Distanz, zu berühren scheint, nach einem greift, Kontakt fordert, wenn die Weise des Sehens eine Art Berührung ist, wenn Sehen ein Kontakt auf Distanz ist?<sup>3</sup>

Wäre dann der verwehrte haptische Zugriff dem eigentlichen, das erlaubte Sich-Berühren-Lassen dem uneigentlichen Gebrauch des Wortes zuzuordnen? Um diese Unterscheidung aufrechtzuerhalten, müssen auch insgesamt die großen Trennungen Eigentlichkeit/Uneigentlichkeit, Innerlichkeit/Äußerlichkeit, Geist/Körper bestehen bleiben. Lässt sich das nicht gewährleisten, wird es, was natürlich keineswegs in die Beliebigkeit führt, schwierig, einen ›Ort‹ des Berührens zu bestimmen. Wie lässt sich dennoch etwas darüber sagen? Wie geht man zum Beispiel damit um, wenn in einem englischsprachigen Text fortwährend Gebrauch von der Wendung »to touch on sth.« gemacht, zur Erläuterung der gesuchten Denkfigur aber ein Beispiel angeführt wird, das, durchaus unmetaphorisch, von einer »sensitivity to touch« handelt?<sup>4</sup> Die Fragestellung kann dieses Problem kaschieren, indem sie sich mit der Formulierung ›Berühren bei ...‹ begnügt; es spricht auch nichts dagegen, zu dem Ergebnis zu kommen, dass ein Text den Grenzbereich zwischen eigentlicher und uneigentlicher Rede erkundet. Trotzdem bleibt das Problem zurück, dass die Konzentration auf das bloße Wortvorkommen von den Schwierigkeiten absieht, die eben noch nicht ausdrücklich geworden sind. Aufseiten der Theoriearbeit entspricht eine solche Konzentration dem Zugang, den Mark Rothko für die Kunst als einen ›illusionistischen oder ideologischen« gekennzeichnet hat, in scharfer Abgrenzung von einem ›sinnlichen« oder ›taktilen«, die Ansprüche des vermeintlich Marginalen einkalkulierenden Ansatz.<sup>5</sup>

Sagen zu können, Thema *x* werde mit Methode *y* bearbeitet, setzt voraus, dass die Themenfindung selbst ohne diese Regelungen auskommt, diese also ein Zweites sind, das hinzugezogen wird, um einen bestimmten

3 Maurice Blanchot: »Die wesentliche Einsamkeit« (frz. 1953), in: ders.: *Das Neutrale. Philosophische Schriften und Fragmente*, hg. von Marcus Coelen, Zürich/Berlin 2010, S. 93–110, hier S. 106.

4 So in: Siegfried Kracauer: *History – The Last Things Before the Last*, New York 1969. Vgl. dazu Abschnitt III.

5 Vgl. Rothko: *Die Wirklichkeit des Künstlers* (Anm. 1), S. 177.

Aspekt darzustellen.<sup>6</sup> Methoden eilt zugleich der Ruf voraus, dass mit ihrer Hilfe lediglich zu finden sei, was ihr Raster zu finden erlaube; sie produzierten geradezu, was sie zu untersuchen vorgäben. Das kann jedoch ein Vorteil sein, etwa in der Mikrobiologie: Hier sind es komplexe Kultivierungs- und Sequenziertechniken, die zur Konstitution des überhaupt Untersuchbaren, der Mikrobe, beitragen. Auch in den Digital Humanities sind es technische Vorgaben, die darüber bestimmen, was thematisch werden kann. In beiden Fällen bleibt eine Rückkopplung vom Thema zur Methode jedoch aus: Entweder handelt es sich um einen unabhängig konstituierten Gegenstand, der gewissermaßen gefahrlos besichtigt werden kann, oder der zu untersuchende Gegenstand wird zu einem Effekt des gewählten Zugangs. Die Objektivität sichernde Distanz ist aber eine Illusion – etwa dann, wenn sich die Methoden aus dem entwickelt haben, was sie später bearbeiten sollen. Eine strukturalistische Untersuchung von Claude Lévi-Strauss' *Traurige Tropen* (1955) ist ebenso denkbar wie eine hermeneutische von Hans-Georg Gadamers *Wahrheit und Methode* (1960). Und natürlich können literarische Texte Herangehensweisen an literarische Texte inspirieren, von zwischen Literatur und Theorie geteilten rhetorischen Verfahren oder Medialitäten ganz abgesehen.

Zwar gibt es allerlei Methodologien, aber die Rede über Methode tendiert dazu zu verdecken, dass sie selbst solcher bedürftig sein könnte. Einführungen in das literaturwissenschaftliche Arbeiten nennen in der Regel Zusammenstellungen probater oder probat gewesener Zugänge zum Text: »Hermeneutik«, »Diskursanalyse«, »New Historicism« etc.<sup>7</sup> In vielen der dabei vorgestellten Angebote wird die Frage, was eine Methode sei, durchaus umfassend behandelt, was die Suche nach einem geeigneten Instrument erschwert. Noch gravierender ist der Einwand, es handle sich

6 An der entlang der hartnäckigen Leitfrage »Gibt es Methoden in der Literaturwissenschaft?« (Jochen Vogt) ausgetragenen Debatte lassen sich zwei wesentliche Tendenzen unterscheiden: Methode wird verstanden entweder als Verstellung, die es zu vermeiden, oder aber als Versprechen, das es einzulösen gilt. Für diese zweite Tendenz ist Beherrschbarkeit das entscheidende Kriterium: »Eine bestimmte *Methode* ist also eine zielgerichtete, in ihren Prinzipien, Instrumenten und Schritten definierte und kontrollierbare Vorgehensweise, die zu einem bestimmten Resultat führen soll und von konkurrierenden Verfahren klar abgrenzbar ist.« Jochen Vogt: *Einladung zur Literaturwissenschaft*, Paderborn 2016, S. 206. Nur stelle sich für die Literaturwissenschaften aber zugleich die Schwierigkeit, Methoden in dieser Reinform nicht zur Verfügung zu haben. Es handle sich vielmehr um »kurzlebige, variantenreiche und wandlungsfähige Lebewesen« (ebd.), weshalb besser, wie im angelsächsischen Raum, von Zugängen (»approaches«) die Rede sein müsste. Mein Vorschlag zielt darauf, bereits die Unterscheidung zwischen exakten Methoden und inexakten Methoden zu hinterfragen, zugleich aber Kurzlebigkeit und Wandlungsfähigkeit in die Fragestellung miteinzubeziehen.

7 Vgl. etwa Sabina Becker: »Literaturwissenschaftliche Methoden und Theorien«, in: dies./Christine Hummel/Gabriele Sander (Hg.): *Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Stuttgart 2018, Kap. IV, S. 191–248.

im Gelisteten eigentlich gar nicht um Methoden, sondern um Theorien.<sup>8</sup> ›Theorie‹ fällt nicht mit ›Methode‹ zusammen, aber weder gibt es eine theoriefreie Methodik noch eine Theorie, die ohne Methoden auskommt. Für eine Theorie der Methoden bedarf es einer Methode für Theorie.

Wenn der Gegenstand ohnehin nur als wahrgenommener begegnet und Wahrnehmung stets auch historisch präformiert ist, muss man die künstlich erzwungene Wahrnehmungsveränderung nicht geringschätzen, insbesondere dann nicht, wenn gleichzeitig angenommen wird, dass diese Veränderung nie total sein kann. Wenn die Methode, verstanden als Weg, neu oder anders mit etwas noch Unausgemachtem in Berührung zu kommen, instabil ist, steht diese Berührung unter Vorbehalt. Sie ist vermittelt, wobei das Vermittelnde selbst nicht ›unberührbar‹ ist. Womöglich ist es genau dieser Vorbehalt, der die Komplexität und Intensität des Berührens steigert.

Solange das Berühren im Medium der Sprache thematisch werden soll, gibt es kaum einen anderen Weg, als durch die Sprache, was auch heißt: nicht allein durch das Wort ›Berühren‹ hindurch,<sup>9</sup> zu diesem Thema zu finden. Die Aufgabe dieses Textes liegt darin, einen Weg zu suchen, der nicht von der Setzung des Gegenstands zur Wahl des Instrumentariums und von dort zurück zum Gegenstand führt, sondern der bereits bei der mangelnden Regelungsdichte von Methoden ansetzt. So wird zu begründen versucht, warum Methoden Berührungen eröffnen können: weil sie nämlich selbst *betreffbar* sind – gewissermaßen an ihrer passiven, nicht der aktiv nutzbaren Seite. Die These lautet also: Ehe ›Berühren‹ als Körperpraktik, Wort, Metapher etc. erschließbar ist, muss es zunächst als strukturelle Möglichkeit erfasst werden. Konkret bedeutet das, nach Faktoren zu suchen, die die Bedingungen der Unmöglichkeit von Berührung

<sup>8</sup> »[D]en Literaturwissenschaften fehlen die analytischen Verfahrensregeln. Zu behaupten, die Literaturwissenschaft kenne keine analytische Methode, erscheint verwegen oder mindestens verwunderlich, zeugen doch Methodenlisten von deren Vielfalt: Diskursanalyse, Dekonstruktion, Analytische Literaturwissenschaft und Systemtheorie – um nur einige zu nennen [...]. Doch handelt es sich bei all diesen ›Bereichen‹ um Theorien, nicht um Methoden. Gerade die Umdeutung von Theorien zu Methoden ist ein fragwürdiges Unterfangen.« Remigius Bunia: »Das Handwerk in der Theoriebildung. Zu Hermeneutik und Philologie«, in: *Journal of Literary Theory* 5.2 (2011), S. 149–162, hier S. 155.

<sup>9</sup> Eine solche, kaum ankommende Bewegung durch die Sprache ist in Analogie zum berührenden Kontakt beschrieben worden: »Die Sprache ist zugleich beruhigend und beunruhigend. Wenn wir sprechen, machen wir uns mit einer befriedigenden Leichtigkeit zu Herren über die Dinge. [...] Das primitive Menschenwesen weiß, dass der Besitz der Worte ihm die Herrschaft über die Dinge gibt, aber die Beziehungen zwischen den Worten und der Welt sind für ihn derart vollständig, dass die Beherrschung der Sprache so schwierig und gefährvoll bleibt wie der Kontakt der Wesen selbst«. Maurice Blanchot: »Die Literatur und das Recht auf den Tod«, in: ders.: *Das Neutrale. Philosophische Schriften und Fragmente*, (Anm. 3), S. 47–92, hier S. 69.

abbauen. ›Methode‹ wird hier, in einer groben heuristischen Zurichtung, als das Andere des Berührens verstanden: als reproduzierbare Distanz- und Abstandnahme, als technische Regelung und Sicherungsmechanismus. Was immer als ›Berühren‹ erfasst oder vollzogen werden kann, im Methodenideal objektiver Wissenschaften wäre dafür kein Raum. Um ihren Anspruch auf Objektivität nicht aufgeben zu müssen, dürfen Methoden nicht durch das, auf das sie angewendet oder ausgerichtet werden, kontaminiert werden. Es ist jedoch ein Trugschluss, dass, um möglichst unangreifbare und intersubjektiv teilbare Thesen zu generieren, auch das Distanzgebot nicht unterlaufen werden dürfe. Denn ohne Kontamination gäbe es überhaupt nichts zu analysieren.

Man kann versuchen, sich vorzustellen, wie sich eine gänzlich taktile, durch und durch körperliche Wissenschaft anfühlen müsste; man kann aber auch, sofern diese Vorstellung enttäuschend ausfallen sollte, den umgekehrten Weg einschlagen und sich überlegen, wie eine unkörperliche, bis zur vollständigen Technisierung ihrer Verfahren fortgeschrittene Wissenschaft aussähe. Interessant ist dieser zweite Weg dort, wo sich das darin angestrebte Ideal als anfällig erweist. Die Auseinandersetzung mit dem Berühren müsste dann an genau dieser Stelle beginnen, dort also, wo sich die absolute Nicht-Berührung gar nicht durchhalten lässt. Das kann ganz praktisch bedeuten, diese Fragen nicht nur an den performativen Künsten zu debattieren, sondern auch an den Verfahren digitaler Kunst, womöglich am ›distant reading‹ eher als über die Tuchföhlung mit Kunstwerken.

Da sich diese These in Opposition zu einer lebenswelthermeneutischen Herangehensweise bringt, in der zwar nicht ausdrücklich, aber doch in den Grundzügen vorverstanden ist, was mit ›Berühren‹ jeweils gemeint ist,<sup>10</sup> braucht es eine Aussicht auf den mit dieser konträren Perspektive verbundenen Gewinn. Er lässt sich dort vermuten, wo kulturelle Artefakte und Praktiken untersucht werden. Sobald Berührungen in bildender Kunst, Literatur, Film oder Theorie verhandelt werden, finden sie sich zwischen Texten, Zeichen und Medien wieder, vermittelt als Appell, Figuration oder Tabu. Um durch all die textuellen, semiotischen und medialen Ablenkungen hindurch etwas über das Berühren herausfinden zu können, muss nicht sofort sachlich, sondern zuerst methodisch verstanden werden, was es bedeutet, nicht *nicht* berühren zu können. Dies erscheint mir sogar dort noch notwendig zu sein, wo der unausweichliche Kontakt zwischen realen Körpern zum zentralen Element der Inszenierung wird, wie, was hier nur

<sup>10</sup> Auch der hier verfolgte Weg kommt ohne ein solches Vorverständnis nicht aus, argumentiert aber defensiver, indem dort angesetzt wird, wo das, was als Berühren erst noch und näher zu beschreiben wäre, kategorial (und nicht, wie im Kontaktverbot, bloß in der Sache) ausgeschlossen sein muss.

aus zweiter Hand referiert werden kann, in der Performance *Imponderabilia* (1977) von Marina Abramović und Ulay im Haupteingang der Galleria Comunale d'Arte Moderna in Bologna. Die Besucher\*innen mussten sich zwischen zwei nackten Körpern hindurchzwängen, um das Museum betreten zu können: Abramović und Ulay standen sich so dicht gegenüber, dass es ausgeschlossen war, nicht zu berühren und dass zudem entschieden werden musste, wem von beiden man sich beim Passieren zuwendet. Natürlich wurde hier, wenn auch von wenigen und nur für einen flüchtigen Moment, tatsächlich berührt, aber sobald eine Analyse oder auch nur ein Gespräch einsetzt, müssen diese Berührungen rekonstruiert werden – aus Erinnerungen, Aufnahmen, Selbstaussagen und Berichten. Wie kann eine Analyse, der nur Dokumentationen zur Verfügung stehen, etwas über die spezifische Art des Berührens herausfinden, zu dem Abramović und Ulay gewissermaßen genötigt haben? Ist es ausreichend, die Lücke durch nachträgliche Einfühlung bzw. Extrapolation eigener, vielleicht durchaus beklemmender, aber eben nicht identischer Erfahrungen aufzufüllen? Welche Methode gibt hierzu den Leitfaden? Und wie stabil müsste oder dürfte diese Methode sein? Wäre nicht eine höhere Genauigkeit in Bezug auf die Pointe gerade dieser Performance zu erreichen, wenn das Verfahren zumindest ähnlich anfällig wäre wie die involvierten Körper? Möglicherweise braucht es zur Erfassung mancher ästhetischer, aber vielleicht auch mancher theoretischer Gegenstände hochgradig labile Verfahren, um das Verfehlen einer an Motiven orientierten Beschreibung zu kompensieren. Zurückübertragen auf den Kontext der Literaturwissenschaften heißt das, dass der These, ihnen fehlten »die analytischen Verfahrensregeln«,<sup>11</sup> entgegengehalten werden kann: Ihnen fehlen Regeln, dieses Fehlen analytisch zu operationalisieren.

Es ließe sich einwenden, mit diesem Vorschlag werde die Angreifbarkeit des Körpers auf einen ganz anderen, eben nicht körperlichen Bereich übertragen, um dann, zirkulär, zu argumentieren, sie sei nur auf diesem Wege zu erfassen. Zudem scheint das deskriptive Vermögen von Texten so kaum zur Geltung kommen zu können. Noch die genaueste Beschreibung einer Szene des Berührens behandelt den Kontakt der Körper jedoch so, als sei sie selbst gefeit vor dem, was sie beschreibt: Die Szene wird klar von anderen Szenen unterschieden, Signalwörter werden aufgegriffen usw. Es ist im Grunde unerheblich, worum es sich im Beschriebenen handelt. Ein taktile Zugang hingegen muss auch das einschließen, was methodisch oder thematisch gar nicht gemeint sein konnte. Er gewinnt seine Genauigkeit dadurch, dass er nicht die Sache (hier: das Berühren) unvermittelt fokus-

---

11 Bunia: »Das Handwerk in der Theoriebildung« (Anm. 8), S. 155.

siert, sondern den Bedingungen ihrer Gegebenheit nachgeht. Das führt dazu, dass der Gegenstand aus dem Blick geraten kann. Es bedarf eines Zickzack-Kurses, den Ansprüchen der taktilen Wahrnehmung gerecht zu werden. Natürlich kann auch weniger umwegig über Berührungen nachgedacht werden, etwa in einer Studie zu ungewollten Alltagsberührungen. Was aber, wenn es zwei Studien gibt, die zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen, wenn konkurrierende Beschreibungen vorliegen, kurz: wenn die unmittelbare oder vielleicht doch schon methodisch präformierte Auseinandersetzung mit der Welt geschichtlich wird? Man wollte etwas zum Berühren, dem ganz körperlichen und wirklich erfahrbaren, sagen, aber plötzlich liest man schon wieder, was darüber schon gesagt worden ist, um nicht aus Versehen dasselbe noch einmal zu sagen, oder wenn doch, dann in eigenen Worten (sofern es solche gibt). Berühren zeichnet sich als Thema dadurch aus, nur dann im Ansatz erfassbar zu sein, wenn der dazu notwendige Apparat nicht gänzlich tragfähig ist.

Exemplarisch werden im Folgenden Texte von drei Autoren angeführt, die sich in ganz unterschiedlicher Weise auf den ›Begründer‹ einer der wirkungsreichsten Methoden (der phänomenologischen), auf Edmund Husserl bezogen haben. Das ist auch deswegen wichtig, weil in Husserls Schriften eine ›philosophische Urszene des Berührens‹ identifiziert werden konnte.<sup>12</sup> ›Methode‹ steht in diesen Wiederaufnahmen der 1950er und 1960er Jahre – bei Jacques Derrida, Hans Blumenberg und Siegfried Kracauer – jeweils in einem Verhältnis zur Geschichte. Das erschwert den Schritt zum Thema nochmals, denn zumeist werden Berührungen als ›hier und jetzt‹ stattfindend konzipiert. Die Beobachtung, dass Berührungen geschichtlich sind – als eingeübte, übernommene oder aufgrund einer gewachsenen Übereinkunft gebotene –, unterläuft noch nicht grundsätzlich den Vorrang des Hier und Jetzt, wie das aus der Mode gekommene Sich-die-Hand-Geben illustriert. Erst die Annahme einer Distanz oder Zwischenzeit *im* Berühren erlaubt es, Geschichte in ein intrinsisches Verhältnis zum Berühren zu bringen. Ist diese Überlegung tragfähig, ist Geschichte nicht das Andere des Berührens, sondern vielleicht und auch ein wenig überraschend: ein privilegierter Ort, Berühren zu ›denken‹. Es muss also das Verhältnis von *Sprache*, *Methode* und *Geschichte* diskutiert werden.

---

<sup>12</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Nicola Zambon in diesem Band.

## II. Im Zickzack (Husserl – Derrida)

Es gibt eine Geschichte der Methoden und es gibt Methoden der Geschichte, als Disziplin verstanden. Die Geschichte der Methoden, etwa die der historiographischen, zeigt, dass es nicht selbstverständlich ist, Methoden überhaupt zur Verfügung zu haben. Gibt es aber nicht schon innerhalb des strikt Methodischen ein geschichtliches Moment? Und inwiefern interveniert die Sprache, wenn es an die Konstruktion eines solchen Moments geht?

Ausgangspunkt für diese Fragen ist eine Beobachtung Jacques Derridas: »Dem Anschein zum Trotz haben die Philosophen der Methode, auch wenn sie die verschlungenen Wege der Geschichte zu ignorieren scheinen, vielleicht eine viel höhere Sensibilität für Geschichtlichkeit.«<sup>13</sup> Gemeint ist Edmund Husserl, aus dessen *Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (1936) nun vor allem der § 9 »Die Mathematisierung der Natur. Galileis Konzeption der Natur als einer in sich geschlossenen Körperwelt«<sup>14</sup> besprochen werden soll. Darin geht Husserl auf den Stellenwert der neuzeitlichen objektiven Wissenschaften mithilfe einer umständlichen »methodischen Charakteristik« (58) ein, die sich auf seine eigene Herangehensweise bezieht. Die Suche nach einem phänomenologischen Verfahren, das in Sichtweite der Geschichte der Naturwissenschaften gewonnen werden soll, steht vor dem Problem, das Ringen um eine Methode selbst methodisch fassen zu müssen.

Husserl fragt nach Galileis Motivation der »Idee einer mathematischen Naturerkenntnis« (21). Als Paradigma dient die Galilei vorgegebene Idee einer »reinen Geometrie«. Sie habe die »Evidenz absoluter Allgemeingültigkeit« (21) erlangt. Sie habe die Möglichkeit eröffnet, »alle überhaupt erdenklichen idealen Gestalten in einer apriorischen, allumfassenden systematischen Methode konstruktiv eindeutig zu erzeugen« (24). »Methode« ist der Zwischenschritt zur Ermöglichung idealer Gegenständlichkeit. Die Schwierigkeit besteht nun in der Tat darin, dass die objektive Idealität, nachdem sie von allen empirischen und subjektiven Beimengungen befreit ist, noch bzw. überhaupt ein Verhältnis zur Geschichte unterhält. Es geht um eine »transzendente Historizität«. Diesem Geschichtlichen im Innern der Methode nähert sich Husserl mit einem Hinweis auf die Praxeologie

<sup>13</sup> Jacques Derrida: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie. Ein Kommentar zur Beilage III der »Krisis«*, übers. von Rüdiger Hentschel/Andreas Knop, München 1987, S. 51.

<sup>14</sup> Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, in: ders.: *Husserliana. Gesammelte Werke*, hg. von Herman L. van Breda/Samuel Ijsseling/Ullrich Melle u.a., Bd. 6, hg. von Walter Biemel, Den Haag 1976, S. VI. Nachweise hieraus im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

des Messens. Die empirische Messkunst habe zuerst die Möglichkeit intersubjektiv teilbarer Eindeutigkeit entdeckt; sie sei idealisiert und in das rein geometrische Verfahren überführt worden. An der Möglichkeit der Konstruktion idealer Gegenstände bleibt für Husserl diese Spur der Idealisierung erkennbar. Galilei habe sich diese Frage nach dem Ursprung nicht gestellt. Eine »Umkehrung der Blickrichtung« (26) aber sei das phänomenologische Desiderat.

In den Abschnitten § 9b–d wird die sinnliche Erfahrung thematisch: Galileis Versuch einer Mathematisierung der Natur will Erfahrungsqualitäten, die sich nicht exakt bestimmen lassen, gleichsam mitidealisieren. Die vorgefundene Geometrie hat es trotz ihrer empirischen Herkunft mit Abstraktem zu tun; die von Galilei entwickelte Methode nimmt das Konkrete hinzu. Das heißt aber, dass sich die – Galileis – Methode nun immer neu bewähren muss. Sie ist »*Methode, ihre Methode immer wieder zu verbessern*« (40). Deswegen behalten alle positiven Bewährungen einen hypothetischen Charakter (vgl. § 9e). Zwei Tendenzen sind innerhalb der »naturwissenschaftlichen Fundamentalthypothese« (41) gegen den Rückgang auf einen möglichen ›Ursprungssinn‹ gerichtet: erstens, eine Arithmetisierung oder Logifizierung der Geometrie und, zweitens, die Technisierung als eine Bewegung der Veräußerung. Gegenüber dem geforderten phänomenologischen Rückgang tragen beide trotz ihrer Rechtmäßigkeit zu einer »Sinnentleerung« bei. Klärungsbedürftig für Husserl sind die »*Sinneserbschaften*« (57). Für die Phänomenologie, die das in der Idealisierung Zurückgelassene bergen soll, muss sinnliche Erfahrung zumindest hypothetisch wiederkehren können. – Soweit ein knapper Abriss der Teilschritte vor der in § 9l neu angegangenen Schwierigkeit einer »[m]ethodische[n] Charakteristik unserer [d.i. Husserls] Auslegung« (58).

Husserl will zwar hinter den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften zurückfragen, aber nicht dahinter zurückfallen. »Denn wir, die die Besinnungen Vollziehenden, stehen selbst in deren Bann.« (58) Mit den Anfängen würden auch die seither vollzogenen »Sinnverschiebungen« (59) wahrnehmbar. Diese Verschiebungen haben zugleich Auswirkungen auf die anzustellende Analyse. Die Rückfrage ist notwendig, aber sobald sie vollzogen wird, werde »*fühlbar*« (59, Hvh. A.W.), dass ihr Ansatzpunkt geschichtlich ist. »Es muß«, wird Derrida später zuspitzen, »schon immer eine Geschichte der Geometrie gegeben haben, damit die Reduktion vollzogen werden kann.«<sup>15</sup> An dieser Stelle, an der Husserl eine »methodische Charakteristik« seines Verfahrens des transzendentalen Rückgangs liefern möchte, bricht der Text sprachlich aus.

---

15 Derrida: *Husserls Weg* (Anm. 13), S. 51.

Wir stehen also in einer Art Zirkel. Das Verständnis der Anfänge ist voll nur zu gewinnen von der gegebenen Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt aus, in der Rückschau auf ihre Entwicklung. Aber ohne ein Verständnis der Anfänge ist diese Entwicklung als Sinnesentwicklung stumm. Es bleibt uns nichts anderes übrig: wir müssen *im* »Zickzack« vor- und zurückgehen; im Wechselspiel muß eins dem andern helfen. (59)<sup>16</sup>

Die Entwicklung der Wissenschaften ist jeweils und immer neu als Ganze zu ›berücksichtigen‹, ehe ihre Sinnesfundamente aufgesucht werden können. Diese Entwicklung erschließt sich aber nicht als solche, ohne an deren Anfänge zurückgegangen zu sein. Damit stellt sich das Problem, dass einerseits und notwendigerweise ein Ganzes zu überschauen ist – der Ausgangspunkt ist die »Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt« –, welche andererseits als dieses Ganze aber nur verstanden und zur Sprache gebracht werden kann, insofern der Blickpunkt der späteren Rückschau zugunsten eines versuchten Rückgangs temporär aufgegeben ist. Fraglich ist daher, wie genau dieser Rückgang vollzogen werden kann. In der Beilage III zur Krisis-Schrift, von Derrida 1962 ausführlich kommentiert und übersetzt, schlägt Husserl vor: »entlang der dokumentierten Kette historischer Rückverweisungen« (381). Zum Ende des Paragraphen, der mit der reinen Geometrie begonnen hatte, führt er, um die systematische Schwierigkeit eines solchen Rückgangs herauszuarbeiten, Zirkel und Zickzack ein. Der Zirkel hat hier nicht die geometrische Erhabenheit des idealen Kreises, sondern den Makel eines *circulus vitiosus*, eines fehlerhaften Kreises. Der noch unerhabenere Zickzack springt für dessen Fehlerhaftigkeit ein (das Frühere ist ohne das Spätere nicht zu haben, das Spätere nicht ohne das Frühere). Was genau heißt: »im ›Zickzack‹ vor- und zurückgehen« (59)?

Gemäß dem Grimmschen Wörterbuch ist das »Schallwort« »Zick« ein »lautmalender zusatz zu zack, welches eine ruckweise, gewaltsame bewegung ausdrückt, wozu z[ick] die vorstellung der spitze und der in geknickter linie verlaufenden bewegung hinzubringt«. Die graphematische Dimension ist einer Plötzlichkeit nachgeordnet, deren Paradigma

<sup>16</sup> Stephan Günzel hat Husserls aus dem Nachlass überlieferten Entwurf zu einer »Phänomenologischen Archäologie« (1932) anhand der darin ebenfalls verwendeten Zickzack-Metaphorik erschlossen: »Reduktion und Konstruktion ergeben zusammen die von Husserl im Text zur phänomenologischen Archäologie genannte Rekonstruktion: die Zusammenschau der einzelnen (wesentlichen) Bestandteile. In der ›gewöhnlichen Archäologie‹ sieht Husserl genau das in ihrem spezifischen Verstehensprozess realisiert. Dieser ist durch das ›Zick-Zack‹ bestimmt, das Hin-und Her-Wechseln zwischen den Fragmenten, die Rückbindung an die Deutung schon erkannter Bestandteile und gegebenenfalls deren Revidierung.« Stephan Günzel: »Zick-Zack. Edmund Husserls phänomenologische Archäologie«, in: Knut Ebeling/Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen*, Frankfurt a. M. 2004, S. 98–117, hier S. 104. Gegenüber einer diskursanalytischen Archäologie sei dieser Zugang jedoch ›reduktiv‹. Vgl. ebd., S. 109.

(auch etymologisch) der Blitz ist. Die Zusammennahme zum Zickzack bezeichnet, so weiter das Wörterbuch, »eine in abwechselnd ein- und ausspringenden winkeln geknickte linie oder eine so ablaufende bewegung«, die »seit 1680 als ein ausdruck für die annäherungsgräben bei einer belagerung [...] im franz. bezeugt« sei.<sup>17</sup> Im Zickzack verschränkt sich eine plötzliche Gewaltsamkeit mit einer gegen plötzliche Gewaltsamkeiten errichteten Befestigung. Tatsächlich stellen sich Husserl Schwierigkeiten dieser Art: im Versuch, Kontrolle über die Methode zu gewinnen, bleibt am Umschlagpunkt zwischen Lautmalerei und skriptural organisierten Linien (Gräben) ein Unkontrollierbares zurück. Es manifestiert sich nicht zuletzt in der abrupten Wendung des Vokabulars, auch vom akustischen Register (die Sinnesentwicklung bleibe stumm ohne ein Verständnis der Anfänge) ins Visuelle: »Relative Klärung auf der einen Seite bringt einige Erhellung auf der anderen, die nun ihrerseits auf die Gegenseite zurückstrahlt.« (59) Im Bild der Befestigung zu bleiben, gebraucht der Methodologe den Zickzack nicht, um quer zur gezackten Linie vorzurücken, sondern er bewegt sich in den Gängen der, wie es heißt, »vielverschlungenen Überlegungen« des eigenen »Paragrafen« (58). Die Art der historischen Sprünge ist ehestens an der Vorgabe »ein- und ausspringender winkel« bemessen. Diese sind nicht zwischen den zwei eher schlecht als recht ausleuchtbaren Seiten eingehegt: den »Anfängen« und der »heutigen Gestalt« der Wissenschaft. Vielmehr verschieben sich beide Seiten fortwährend. ›Im Zickzack‹, das heißt, dass der Ausgangspunkt nicht mehr und im nächsten Rückgang bereits eine andere Stelle erreicht wird. Die ›Notwendigkeit, historische Sprünge zu tun‹ steht insgesamt inmitten eines zwischen ›Irrweg‹ und ›gangbarem Weg‹, abruptem ›Sprung‹ und gezieltem ›Rückgang‹ schwankenden Vokabulars.

Husserls Aufforderung »wir müssen im ›Zickzack‹ vor- und zurückgehen« irritiert auch in anderer Hinsicht. Hätte es, wenn es um den Rückgang zu einem Urstiftungssinn und dann um die Wiederkehr zur heutigen Gestalt der Wissenschaft gegangen wäre, nicht heißen müssen: ›wir müssen im Zickzack zurück- und wieder vorgehen?‹ Stattdessen tritt ein zweiter Sinn hinzu, der sich auf das Vorgehen, auf das Verfahren bezieht: Wir müssen, um das Problem zu lösen, im Zickzack vorgehen (was heißt: ›beständig historische Sprünge zu machen‹). Die Notwendigkeit des Zurückgehens erhält eine rein methodologische Pointe: als Inversion der Idee des Vorgehens. Offenbar schlägt die zickzackförmige Art des Vorgehens derart

<sup>17</sup> ›Zick‹, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Leipzig 1854, Bd. 31, Sp. 887–889.

auf das Vorgehen zurück, dass ein ebenfalls zickzackförmiger Rückzug vom Vorgehen notwendig wird. Im Wechselspiel hilft eins, das Vorgehen, dem anderen, dem Zurückgehen. Neben die transzendental-historische Dimension, welche die Konstitution idealer Gegenstände betrifft, tritt nun eine Geschichtlichkeit, die – nämlich über den Zickzack – als Graphie zu denken ist: die Geschichtsschreibung nicht der Entwicklung, sondern der Abwicklung der Methoden, und zwar genau am Ort des Nachdenkens über das Apriori der Geschichtlichkeit.

Die mögliche Entregelung des methodisch Geregelten lässt sich als eine Historiographie fassen, die eher der, wie Georg Christoph Lichtenberg zur gezackten Form des Blitzes schreibt, »Linie der Unentschlossenheit«<sup>18</sup> folgt als dem entschlossenen Durchführen der transzendentalen Reduktion. Zu differenzieren ist dabei jedoch zwischen Husserls Kritik an der Geschichtsvergessenheit der auf ideale Gegenstände bezogenen Methoden der Naturwissenschaft und der Konstitution einer idealen Gegenständlichkeit im phänomenologischen Sinn, worauf sich insbesondere Derridas spätere Kritik in *Die Stimme und das Phänomen* (1967) richten wird.

Derridas früher Kommentar umkreist das Problem der Geschichtlichkeit im Zusammenhang mit dem Problem der Schrift.<sup>19</sup> »Nur die Möglichkeit der Schrift sichert die absolute Überlieferungsfähigkeit des Gegenstandes, seine absolute ideale Objektivität.«<sup>20</sup> Dieser Gedanke geht zurück auf eine Stelle in der Beilage III: »Es ist die wichtige Funktion des schriftlichen, dokumentierenden sprachlichen Ausdrucks, daß er Mitteilungen ohne unmittelbare oder mittelbare persönliche Ansprache ermöglicht, sozusagen virtuell gewordene Mitteilung ist.« (371) Die Schrift gehört, wie Sprache und Intersubjektivität, zu den Bedingungen, das historisch Invariante überhaupt umgrenzen zu können. Bernet stellt heraus, dass es sich hierbei zunächst um eine »transzendente Möglichkeit der Verleiblichung« und um keine »empirisch kontingente Inskription« handle.<sup>21</sup> Es müsste, so spitzt Derrida zu, erst die Bedingtheit, d.h. die Objektivierung

18 Georg Christoph Lichtenberg: *Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche*, in: ders.: *Schriften und Briefe*, Bd. 3, hg. von Wolfgang Promies, Frankfurt a.M. 1998, S. 657–1060, hier S. 865.

19 Vgl. dazu ausführlich: Emmanuel Alloa: »Writing, Embodiment, Deferral: Merleau-Ponty and Derrida on The Origin of Geometry«, in: *Philosophy Today* 58.2 (2014), S. 219–240, hier S. 224: »[T]here is persistence of an intuited ideality only when it has been sedimented in a material inscription«; Leonard Lawlor: »The Legacy of Husserl's ›Ursprung der Geometrie‹: The Limits of Phenomenology in Merleau-Ponty and Derrida«, in: Lester Embree/Ted Toadvine (Hg.): *Merleau-Ponty's Reading of Husserl*, Dordrecht u.a. 2002, S. 201–223; Rudolf Bernet: »Vorwort zur deutschen Ausgabe«, in: Derrida (Anm. 13), S. 11–30.

20 Derrida: *Husserls Weg* (Anm. 13), S. 116.

21 Bernet: »Vorwort zur deutschen Ausgabe« (Anm. 19), S. 21.

der spätestgültigen Idealität nachgezeichnet werden können, um einen Sinn für die frühesten, wiederum vom Empirischen abzuhebenden Idealitäten erlangen zu können. Er greift dazu auf Abschnitt 91 der *Krisis* zurück:

Die Notwendigkeit einer solchen rückläufigen ›Zick-Zack‹-Bewegung [genauer müsste die Übersetzung lauten: einer Serie von Zick-Zacks] scheint Husserl vor Augen zu haben, wenn er schreibt: »In dieser Methode können wir auch, hinausgehend über die formalen Allgemeinheiten, die wir früher aufgewiesen haben, dasjenige Apodiktische zum Thema machen, über das von der vorwissenschaftlichen Welt der Urstifter der Geometrie verfügen konnte, das ihm als Material der Idealisierung dienen mußte ([Hua VI] 383)«. <sup>22</sup>

In Derridas Rekonstruktion nimmt der zwischen Laut und Linie gespannte Zickzack nun das gesamte in »Sprache, Schrift« und dem »Vermögen der Reaktivierung« eingelassene Problem der Geschichtlichkeit auf. Das ist deswegen bemerkenswert, weil Husserl dem Apriori der Geschichtlichkeit überhaupt auf die Spur kommen will, und sich dieses Apriori aber an der methodologischen Selbstcharakteristik bricht. Geschichtlichkeit überhaupt meint hier eine strikt methodologisch verstandene Geschichtlichkeit.

›Methode‹ ist mehrfach problematisiert worden: als die Galileis, als Methode überhaupt, als weiter zur begründende phänomenologische, als womöglich angewandte (im ›Dickicht‹ der Paragraphen) sowie als beschriebene (in der ›methodischen Charakteristik‹). Dass die Methode als angewandte nicht mit der nachträglich beschriebenen übereinkommen kann, ist vielleicht der entscheidende Sachverhalt.

### III. »*les extrêmes se touchent*« (Kracauer)

Siegfried Kracaurs 1969 postum veröffentlichtes Buch *History – The Last Things Before the Last* gewinnt ein Modell von Geschichte aus einer Kritik der Methoden der Geschichtsschreibung.<sup>23</sup> Kracauer denkt diese Komplizierung als Versuch, »die eigentümliche Natur eines Zwischenbereiches herauszustellen und zu charakterisieren«. <sup>24</sup> Die Aufgabe des Historikers beschreibt er als ein gezieltes Pendeln, als »two-way traffic« <sup>25</sup> zwischen dem Großen und dem Kleinen, Spontaneität und Rezeptivität,

<sup>22</sup> Derrida: *Husserls Weg* (Anm. 13), S. 157.

<sup>23</sup> Für eine umfassende diskursgeschichtliche Rekonstruktion vgl. Stephanie Baumann: *Im Vorraum der Geschichte: Siegfried Kracaurs »History. The Last Things Before the Last«*, Konstanz 2014.

<sup>24</sup> Siegfried Kracauer: *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, Übers. bearb. von Jürgen Schröder, in: ders.: *Werke*, hg. von Inka Mülder-Bach/Ingrid Belke, Bd. 4, hg. von Ingrid Belke unter Mitarbeit von Sabine Biebl, Frankfurt a.M. 2009, S. 11–261, hier S. 209f.

<sup>25</sup> Kracauer: *History* (Anm. 4), S. 122.

dem Allgemeinen und dem Besonderen. Man müsse, so das mit dieser Stelle verbundene Argument, beim Partikularen und Mikrologischen ansetzen, von dort in Richtung des Allgemeinen fortschreiten, doch bevor man dort ankomme, müsse wieder zurückgegangen werden.

Um Geschichte von den Aporien der Geschichtsschreibung her zu denken und sie damit einer vortheoretischen Sphäre anzunähern, die bei Husserl im Lebensweltbegriff gefasst wird, zieht Kracauer nicht nur Theorien der Historiographie heran, sondern – neben seiner eigenen *Theory of Film* (1960) – auch Marcel Prousts Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (1913–1927). Er steht zunächst für ein achronologisches Modell der Geschichtsschreibung. Proust entwerfe »eine diskontinuierliche, nicht kausale Abfolge«, deren Elemente (»Situationen oder Welten oder Zeiträume[]«) nicht auseinander ableitbar, sondern durch ›Klüfte‹ voneinander geschieden seien.<sup>26</sup> Kracauer spricht von zu »Großaufnahmen« vergrößerten mikroskopischen Einheiten,<sup>27</sup> deren »Bestandteile [...] unerklärlichen Zickzack-Wegen« folgten und sich über »das ganze Inventar der Vergangenheit« erstreckten.<sup>28</sup> Die derart gebildeten Muster verwirrten den Ablauf der Zeit. Doch gleichzeitig, so Kracauers Kritik, werde diese Bewegung bei Proust, in einer nachträglichen und verspäteten Zurücknahme, der Chronologie wieder eingegliedert. Eine derart integrierende Lösung könne es aber nur am Ende der Zeiten geben. Kracauer betont entsprechend die Unüberbrückbarkeit ›zwischen den Welten‹, ihre mangelnde Integrationsfähigkeit. Nur durch einen »Sprung« seien die Klüfte dazwischen zu überbrücken. Nicht die chronologische Auflösung, sondern ein Schreiben, das eine Erinnerung im Zickzack evoziert, trägt zur Charakteristik der »intermediary area of history«<sup>29</sup> bei. Modellbildend für das Verständnis von ›Geschichte‹ ist an dieser Stelle ein vortheoretisches Verfahren, das sprunghaft konstelliert und im Vorfeld einer semantischen Auflösung liegt.

Ähnlich wie Husserl gibt Kracauer eine Beschreibung seines eigenen Vorgehens, das sich solchen »Zickzack-Wegen« geradezu, ein Wort Walter Benjamins gebrauchend, ›anbildet‹. Es zeichnet sich durch abrupte, ›blitzartige‹ Kurswechsel aus. Auf dem Weg zur Geschichte tritt das Verfahren, welches das auf diesem Weg Übersehene aufdecken will, selbst in den Vordergrund – »man muß«, indem man sich den Ansprüchen seines Materials überlässt, »sozusagen von einem Zeitraum in den

<sup>26</sup> Kracauer: *Geschichte* (Anm. 24), S. 177.

<sup>27</sup> Ebd., S. 177f. Mit Bezug auf Mark Rothkos Entwurf einer taktilen Ästhetik lässt sich Kracauers Charakteristik als Aufmerksamkeit für das alles entscheidende Beiwerk verstehen: »Jede solche ›Großaufnahme‹ besteht aus einer *Textur* (Hvh. A.W.) von Reflexionen, Analogien, Reminiszenzen usw.« Kracauer: *Geschichte* (Anm. 24), S. 178.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Kracauer: *History* (Anm. 4), S. 16.

anderen springen.«<sup>30</sup> Kracauer, der explizit auf den *Krisis*-Kontext Bezug nimmt,<sup>31</sup> setzt aber nicht nur Husserls Zickzackkurs fort, sondern findet auch zum Problem der Berührung zurück, zunächst ganz auf der Ebene der eigenen Methode: »I am touching here on the momentous problem of the relationships between the general and the particular.«<sup>32</sup> Das in *History* mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit angebrachte Verb verliert das Floskelhafte, wenn man näher auf die Stellen sieht, die herangezogen werden, etwa: »Huizinga on his part coins the term ›historical sensation‹ to characterize the moment at which we touch on an idea or are swayed by it.«<sup>33</sup> Dieser Moment, in dem wir »auf eine Idee stoßen«,<sup>34</sup> bildet die Gegenseite zum Kontakt mit dem historischen ›Material‹. Entscheidend ist der Verkehr innerhalb dieser Zwischenzone:

Während es stets möglich ist, sich von einer Idee nach unten zu dem ihr zugrundeliegenden Material zu bewegen, ist der umgekehrte Weg vom Material nach oben zur Idee keineswegs eine gerade Strecke [»by no means a straight route«]. Die versagt sich additiver Forschung und einer Akkumulation von Details. Man muß hoch springen, um sie zu erfassen [»You will have to jump to capture it.«].<sup>35</sup>

Dieser sprunghaften Bewegung zwischen Idee und Material entspricht Kracausers Aufmerksamkeit für den Kontakt zwischen Geschichte und Geschichtsschreibung. Dem Geschichtsschreiber steht die Sprache als Material zur Verfügung; es liegt in Kracausers Herangehensweise begründet, dass die Arbeit mit der und in dieser Sprache zum Gegenstand einer neuen Spannung wird, nämlich zur Ästhetik. Dort, wo sich die Sprache aus ihrer Nüchternheit löst, finden sich Indizien für ein tieferes historisches ›Verstehen‹. »The very nature of his explorations may enjoin on him a language which is impressive aesthetically.«<sup>36</sup> Das über die ästhetische Funktion der Sprache transportierte tiefere Verstehen wird, wie sollte es anders sein, über eine Berührungsfigur erläutert, die Kracauer in einer Analogie aus Marc Blochs *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers* (1949) findet.

<sup>30</sup> Kracauer: *Geschichte* (Anm. 24), S. 172.

<sup>31</sup> In das Argument spielt auch Kracausers eigene frühere Beschäftigung mit der »Wissenschaftskrisis« (1923) hinein. Vgl. zu diesem Kontext Baumann: *Im Vorraum der Geschichte* (Anm. 23), S. 266–271.

<sup>32</sup> Kracauer: *History* (Anm. 4), S. 37.

<sup>33</sup> Ebd., S. 98. Eine zentrale Referenz für den Komplex ›Historiographie und Berührung‹ ist Jacob Burckhardt, dessen nautische Metaphorik in Hans Blumenbergs *Schiffbruch mit Zuschauer*, Frankfurt a. M. 1979, wiederum für die Preisgabe der Möglichkeit methodischer Distanz einsteht.

<sup>34</sup> Kracauer: *Geschichte* (Anm. 24), S. 110.

<sup>35</sup> Ebd., S. 111 f.; Kracauer: *History* (Anm. 4), S. 96 f.

<sup>36</sup> Kracauer: *History* (Anm. 4), S. 177.

Zwischen der Darstellung physischer Realitäten und jener der Gegebenheiten des menschlichen Geistes besteht derselbe Unterschied wie zwischen der Aufgabe eines Fräasers und der eines Geigenbauers: beide arbeiten auf den Millimeter genau, aber während der Fräser mechanische Präzisionsinstrumente benützt [»use d'instruments mécaniques de précision«], verläßt sich der Geigenbauer vor allem auf die Empfindsamkeit seines Gehörs und seiner Finger. Weder wäre es gut, wenn sich der Fräser mit der Erfahrungsmethode des Geigenbauers begnügte, noch wäre es richtig, wollte der Geigenbauer den Fräser nachahmen. Läßt sich leugnen, daß es nicht nur einen Tastsinn der Hände, sondern auch einen der Wörter gibt [»Niera-t-on qu'il n'y ait, comme de la main, tact des mots«].<sup>37</sup>

Was ist ein »tact des mots«? Welche Rolle spielen die Mehrdeutigkeiten der Wörter (»tact«, »instrument«) innerhalb dieser Passage? Anscheinend ist das taktile Wort selbst ›Instrument‹; und das, was es hervorbringt, ist wiederum – zumindest auf der Ebene dieser Analogie – ein ›Instrument‹. Kracaers spezifischer Gebrauch von ›Berühren‹ lässt sich zu dieser Bloch-Stelle in Bezug setzen. Sie organisiert die Übertragung vom »Tastsinn der Hände« in den ›Tastsinn der Wörter‹ mittels einer Analogie, die zwei Arten der Wirklichkeitsbeschreibung erschließen soll. Innerhalb dieser Analogie geschieht die Übertragung aufseiten der Empfindsamkeit, nicht der technischen Präzision. Kracaers *History*-Buch nimmt für sich in Anspruch, seinen Gegenstand – die letztlich unbestimmbare Zwischenzone der Geschichte – selbst auf ähnliche Weise zu ›berühren‹ (»to touch upon«). Es ist, in diesem Sinn, keine Plattitüde, wenn die Verbindung zwischen den Extremen – sie war als eine ›keineswegs geradlinige‹, nur im Sprung nachvollziehbare konzipiert worden – noch innerhalb desselben Registers beschrieben wird: »but *les extrêmes se touchent*, especially in the near-vacuum filled with sets of sharpedged abstractions.«<sup>38</sup> Die Auseinandersetzung mit dem Objektivitätsideal der Geschichtsschreibung führte über die Erschließung ihrer wesentlichen Antinomien in die Schwierigkeit, diese Antinomik selbst sprachlich einholen zu müssen. Die Anfälligkeit der Methode ist für Kracaer dabei kein zu beseitigender Mangel, sondern ein präzise zu vermessender Bereich, der eine Neukonzeption von Geschichte überhaupt erlaubt.

37 Marc Bloch: *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*, übers. von Siegfried Furtenbach, revidiert durch Friedrich J. Lucas, München 1985, S. 26; Marc Bloch: *Apologie pour l'histoire ou Metier d'historien*, Paris 1993 (frz. 1949), S. 52.

38 Kracaer: *History* (Anm. 4), S. 77.

## IV. Preisgabe der Distanz (Blumenberg)

Georg Christoph Lichtenbergs »Lob des Zickzack« sei »eine Vorform der Blumenberg'schen Kultur des Umwegs«, so pointiert Rüdiger Zill in seiner 2020 erschienenen Biographie.<sup>39</sup> Zill erkennt in Blumenbergs Herangehensweise eine »antimethodische[] Methode«<sup>40</sup> und führt, neben Hinweisen auf verschiedene Figurationen des Umwegs – etwa in *Zu den Sachen und zurück* (2002) oder in *Die Sorge geht über den Fluß* (1987) – ein nachgelassenes Fragment an, das »die Methode des Umwegs«<sup>41</sup> mit der Schwierigkeit des Thematisierens verknüpft: »Nachdenklichkeit erlaubt beliebige Digressionen«, heißt es darin. »Wegzusehen von dem, was ›das Thema‹ sein könnte oder gar müßte, ist eins der großen Aushilfsmittel in intellektuellen Verlegenheiten.«<sup>42</sup> Ohne den zeitgeschichtlichen Kontext dieses Fragments hier zu berücksichtigen, möchte ich vorschlagen, dieses Wegsehen als Wegsehen nicht von einem gesetzten, sondern von einem *möglichen* oder auch *notwendigen* Thema (»sein könnte oder gar müßte«) zu verstehen.<sup>43</sup> Die Digression erkennt zunächst die Ansprüche problematischer Thematisierbarkeit an, noch nicht die des Themas selbst.

Zill verfolgt Blumenbergs Auseinandersetzung mit dem Umweg – ein Begriff »mittlerer Reichweite«, aber »mit weiteren kulturellen Implikationsspielräumen«<sup>44</sup> – bis in Texte der späten 1950er Jahre zurück und deckt dessen Relevanz in den Abhandlungen zu Mythos und Metapher, Rhetorik und Unbegrifflichkeit ebenso auf wie in den anthropologischen Schriften und deren Überlegungen zur menschlichen *actio per distans*. Die »Methode des Umwegs« ist demnach das verfahrenstechnische Gegenstück zu einer Philosophie der Distanz. Aber ist diese Philosophie der Distanz so kohärent, wie es scheint? Wie verhält sich Blumenbergs historiographischer Ansatz dazu?

Es gibt, das noch einmal, Methoden der Geschichtsschreibung und es gibt eine Geschichte der Methoden; es gibt aber auch eine Geschichte von Methode überhaupt, eine Geschichte des Aufkommens und Trans-

<sup>39</sup> Rüdiger Zill: *Der absolute Leser. Hans Blumenberg – Eine intellektuelle Biographie*, Berlin 2020, S. 558.

<sup>40</sup> Ebd., S. 560. Vgl. auch ders.: »Auch eine Kritik der reinen Rationalität. Hans Blumenbergs Anti-Methodologie«, in: Michael Heidgen/Matthias Koch/Christian Köhler (Hg.): *Permanentes Provisorium. Hans Blumenbergs Umwege*, Paderborn 2015, S. 53–74.

<sup>41</sup> Zill: *Der absolute Leser* (Anm. 39), S. 562.

<sup>42</sup> Hans Blumenberg: *Präfiguration. Arbeit am politischen Mythos*, aus dem Nachlass, hg. von Angus Nicholls/Felix Heidenreich, Berlin 2014, S. 53.

<sup>43</sup> Anders: Zill: *Der absolute Leser* (Anm. 39), S. 563: »Wegsehen meint hier also keine Verweigerungsgeste, sondern erneut einen ›intellektuellen Umweg, der das, von dem abgesehen wird, dennoch betrachtet – und zwar in einem anderen Thema.«

<sup>44</sup> Ebd., S. 550.

formation der Idee der Methode. Hans Blumenberg hat dieser dritten Geschichte einen Aufsatz gewidmet.<sup>45</sup> In »Philosophischer Ursprung und philosophische Kritik des Begriffs der wissenschaftlichen Methode« (1952)<sup>46</sup> geht es zugleich um mehr, nämlich um das Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie. Die provokante These des Artikels ist, dass die eigentlich philosophische Methodenidee schrittweise durch die Einzelwissenschaften übernommen und dabei derart technisiert worden sei, dass die Philosophie nun ihrerseits dienstbar gemacht werde, etwa um spezielle epistemologische Grenzprobleme zu lösen. Philosophie ist in dieser Perspektive zugleich nie wissenschaftlich genug und rückt, wie man es vielleicht heute formulieren würde, in den Katalog der vom Aussterben bedrohten Fächer auf.

Ursprünglich aber will Wissenschaft immer *mehr* als sich selbst. Sie entspringt einem Anspruch auf Wahrheit, den die Summe ihrer Ergebnisse nicht zu erfüllen vermag. Die Dynamik, die in der historischen Entfaltung des wissenschaftlichen Geistes wirksam ist, liegt gerade darin, daß er einer Idee nachgeht, die ihn selbst übersteigt. Solches *Nachgehen* ist in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ›*Methode*‹ erfaßt.<sup>47</sup>

Wissenschaft habe nicht nur Methode, sondern sie sei es in dem Sinn, dass sie sich selbst ›auf dem Wege‹ befinde und »*Organon*, Instrument zu einem Ziel« sei, »das sie weder gefunden noch hervorgebracht hat.«<sup>48</sup> Wissenschaft sei im ursprünglichen Sinn Methode der Philosophie, die ›den Sachen nachgeht‹.<sup>49</sup> Die Philosophie stelle ihre Fragen eben »*fundamentaler*« und »*umfassender*«. <sup>50</sup> Aus ihrem Einzugsbereich sei die neuzeitliche und auf René Descartes zurückgehende Methodenidee erwachsen, in der sich die Orientierung von den Sachen abgelöst und auf Zugang zu diesen

<sup>45</sup> Vgl. dazu ebd., S. 546–549.

<sup>46</sup> Vgl. zum Methodenbegriff bei Blumenberg und insbesondere zum Stellenwert seiner eigenen Methode, phänomenologische ›Beschreibungskunst‹ und Textorganisation aufeinander abzustimmen und so den Kontingenzen der verhandelten *data* Rechnung zu tragen: DS Mayfield: *Rhetoric and Contingency: Aristotle, Machiavelli, Shakespeare, Blumenberg*, Berlin/Boston 2020. Mayfields wegweisende und polyperspektivisch argumentierende Studie widmet sich der fortwährenden Arbeit der Rhetorik an ihrer eigenen Möglichkeitsbedingung, d.i. Kontingenz. Anhand von Blumenbergs Verfahren wird beobachtet, »that a propensity towards description tends to have a feedback effect upon the form thereof—resulting in a *mise en abyme de la méthode*« (S. 271). Solche Rückkopplungseffekte werden hier exemplarisch anhand der Figur des ›Zickzack‹ untersucht, wobei die Argumentationsrichtung tendenziell verkehrt wird.

<sup>47</sup> Hans Blumenberg: »Philosophischer Ursprung und philosophische Kritik des Begriffs der wissenschaftlichen Methode«, in: *Studium Generale* 5.3 (1952), S. 133–142, hier S. 133.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> »[D]ie Wissenschaften« seien nur »Explikate der einen Methode, die dem philosophischen Entwurf der Gewißheit zugeordnet ist«. Ebd., S. 138.

<sup>50</sup> Ebd., S. 134.

Sachen verschoben habe. Es werde »zum Kennzeichen des neuzeitlichen Denkens, daß die Klärung der Methodenprobleme einen zunehmend großen, oft die sachlichen Fragen in den Hintergrund drängenden Raum einnimmt.«<sup>51</sup> Mit dieser Verlagerung in die Immanenz der methodischen Instrumente gehen für Blumenberg Veränderungen einher, die das Verhältnis von Gegenstand und Erkenntnis betreffen: die Zurichtung der Sachen auf ihre methodische Erfassbarkeit hin, im Grenzwert ihre Technisierung, eine Abhängigkeit des Wahrheitsbegriffs von der Rationalität der Methode und schließlich die Überforderung des einzelnen Subjekts, woraus die eines ›unendlichen Fortschritts‹ erwächst. Es gehört aber eben auch zu dieser Entwicklung, dass sich die in einem philosophischen Projekt begründete neuzeitliche Methodenidee verselbständigt und in Einzeldisziplinen zersplittert hat, die jetzt ihrerseits Wissenschaftlichkeit als Kriterium an die Philosophie anlegen.

Mithilfe dieses Aufsatzes lässt sich zwischen einer philosophischen und einer daraus hervorgegangenen technischen Idee von Methode unterscheiden. Auf der einen Seite scheint es Blumenberg darum zu gehen, den fast verlorenen ›ursprünglichen‹ Zugang zu restituieren. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass seine Gegenstände nicht einfach gesetzt sind, sondern erst gefunden werden müssen: dass sich die »Gegebenheit [...] dem Denken nicht selbstverständlich, unmittelbar und offen darbietet, sondern daß das Denken ihr bewußt und besonnen nachzugehen, sie zu ›stellen‹ hat, um sich das Gegebene zum *Gegenstand* zu machen.«<sup>52</sup> Auf der anderen Seite gibt es aber offenbar auch einen Berührungspunkt zwischen diesem Verfahren und der Geschichte der *technischen* Methodenidee. Er liegt in der Uneinlösbarkeit des absoluten Anspruchs auf »Vollendung der methodischen Erkenntnis«,<sup>53</sup> nicht zuletzt weil dazu die »geschichtliche[] Existenz des Menschen, der eben gerade darin ›menschlich‹ ist, daß er nicht ›ex nihilo‹ leben kann«, ›destruiert‹ werden müsste.<sup>54</sup>

Im letzten Abschnitt<sup>55</sup> soll demonstriert werden, dass und wie für Blumenberg Geschichtlichkeit und Methode zusammenhängen. Es soll auch gezeigt werden, welche Schlussfolgerungen sich daraus für eine Erschließung des ›Berührens‹ ergeben könnten, dessen Thematisierbarkeit, wie oben entwickelt, problematisch ist. Dazu wird zunächst eine Nachlassveröffentlichung in den Blick genommen, die die für die Methodendiskus-

<sup>51</sup> Ebd., S. 135.

<sup>52</sup> Ebd., S. 134.

<sup>53</sup> Ebd., S. 137.

<sup>54</sup> Ebd., S. 139.

<sup>55</sup> Es handelt sich dabei um einen geringfügig veränderten Wiederabdruck des Kapitels »Krisis der Methode: Beschreibung des Menschen und Die ontologische Distanz«, in: Alexander Waszynski: *Lesbarkeit nach Hans Blumenberg*, Berlin/Boston 2021, S. 247–253.

sion wichtige Frage nach der Möglichkeit einer Anthropologie diskutiert, um von dort wieder zu Blumenbergs frühen Texten zurückzugehen.

In der aus Blumenbergs Nachlass herausgegebenen *Beschreibung des Menschen* (2006) findet sich ein Angebot, das zur Diskussion einer strukturellen Krise der Distanznahme vielversprechend erscheint, nämlich die Prägung »Betreffbarkeit«. Darunter versteht Blumenberg ein grundlegendes Angegangenwerdenkönnen des Leibes durch »Fremdes und Äußeres«. <sup>56</sup> Denkbar wäre es, ausgehend von dieser Bestimmung, eine anthropologisch fundierte Theorie der Berührbarkeit zu rekonstruieren, die im Leib ihren Fixpunkt hätte. Alles Berührtwerden dieses Leibes würde dann in seinem vorgeordneten Angegangenwerdenkönnen aufgehen. Damit wäre allerdings die Schwierigkeit verbunden, dass bei Blumenberg Betreffbarkeit ihrerseits in anderem aufgeht, nämlich in der »Sichtbarkeit« dieses Leibes. <sup>57</sup> Das Taktile wäre dem Optischen systematisch nachgeordnet. Berührbarkeit würde zu einem Derivat von Sichtbarkeit und fiele in den Einzugsbereich der Opsi. <sup>58</sup> »Sichtbarkeit. Eine phänomenologische Anthropologie« war der ursprünglich angedachte Titel des Buches *Beschreibung des Menschen*. <sup>59</sup>

Die Vorordnung des Sichtbarkeitsparadigmas lässt sich befragen, sieht man darauf, wie der Begriff der Betreffbarkeit eingeführt wird, nämlich als methodologisches Problem. Die Adressierung des spekulativen Komplexes »Mensch«, dessen Bearbeitung sich bereits im Aufsatz »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« (1971) angedeutet hatte, ist Effekt einer Kritik der Methode. Dies betrifft zunächst die phänomenologische Methode, letztlich aber – Husserls Krisis-Schrift aufgreifend – Methode überhaupt. <sup>60</sup> Die Betreffbarkeit der Methode erzwingt die anthropologische Extrapolation. Der betreffbare Mensch als Thema einer

<sup>56</sup> Hans Blumenberg: *Beschreibung des Menschen*, aus dem Nachlass, hg. von Manfred Sommer, Frankfurt a.M. 2006, S. 833.

<sup>57</sup> Zur Grundlegung des anthropologischen Programms Blumenbergs im Paradigma der Sichtbarkeit vgl. Oliver Müller: »Mensch«, in: Robert Buch/Daniel Weidner (Hg.): *Blumenberg lesen. Ein Glossar*, Berlin 2014, S. 195–198.

<sup>58</sup> Vgl. zur Kritik des Sichtbarkeitspostulats bei Blumenberg: Johannes Ungelenk: »»Touching this dreaded sight«. Die anstößige Wucht des Theaters in Shakespeares *Hamlet* und *The Tempest*«, in: Sandra Fluhrer/Alexander Waszynski (Hg.): *Tangieren – Szenen des Berührens*, Baden-Baden 2020, S. 203–219.

<sup>59</sup> Nicola Zambon: »Nachwort des Herausgebers«, in: Hans Blumenberg: *Phänomenologische Schriften 1981–1988*, hg. von Nicola Zambon, Berlin 2018, S. 509–516, hier S. 514.

<sup>60</sup> Dass hierin eine von Blumenberg immer wieder aufgegriffene und variierte Problematik zu erkennen ist, belegt auch der Aufsatz »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie«: »Alle Methodik will unreflektierte Wiederholbarkeit schaffen, ein wachsendes Fundament von Voraussetzungen, das zwar immer mit im Spiele ist, aber nicht immer aktualisiert werden muß. Aus dieser Antinomie zwischen Philosophie und Wissenschaft ist nicht herauszukommen: das Erkenntnisideal der Philosophie widersetzt sich der Methodisierung, die Wissenschaft als der unendliche Anspruch eines endlichen

Anthropologie ist Effekt methodischer Instabilität in einem sehr engen und noch zu erläuternden Sinn; und eben diese Instabilität ist es, die ihm bei Blumenberg wiederum als ›quasi-wesentlich‹ zugeschrieben wird. Der anthropologische Komplex kann daher nicht als nachträgliche Grundlegung des philosophischen Programms Blumenbergs herangezogen werden. Andererseits soll nicht gesagt werden, dass man ihn einfach, etwa mittels einer Korrektur des Aufsatztitels zu einer ›rhetorischen Annäherung an die Anthropologie‹, einem ganz anderen Programm unterordnen könne.

Mit Betroffbarkeit ist zunächst nicht die Möglichkeit punktueller sensueller Einwirkungen gemeint, sondern die Angreifbarkeit des Leibes überhaupt. Es ist nicht im strengen Sinn eine Eigenschaft, sondern eine strukturelle Komplikation, die darin besteht, dass in allem, was der Leib aktiv und im Dienst des Subjekts leistet, der Rückstand der Passivität bleibt. »Daß er [der Leib] im ganzen betroffen ist, beruht auf der Einheit, die ihn als Totalorgan für sich selbst konstituiert, als das er sich im passiven Korrelat zu jeder seiner aktiven Verhaltensweisen unausweichlich erfährt.«<sup>61</sup> Bemerkenswert an dieser Formulierung ist, dass die Betroffbarkeit des Leibes in seiner Ganzheit nicht über mögliche externe Bedrohungen erläutert wird,<sup>62</sup> sondern darüber, dass diese Ganzheit stets eine relationale und sekundäre, daher nie vollständig zugängliche Erfahrung bleibt. Anscheinend geht es zunächst weitaus mehr um eine solche Unzugänglichkeit als um physische Gefahren. Betroffbarkeit tritt dort auf den Plan, wo »eine dem Bewußtsein von Haus aus undurchsichtige Erfahrung«<sup>63</sup> markiert ist. Sie wird bekannt nur durch Erfahrungen anderer.

Fluchtpunkt des Arguments ist also nicht die tatsächliche Betroffenheit durch äußere Einwirkungen, sondern eine im juristischen Vokabular formulierte Konstruktion der Haftbarkeit: die Tatsache, »in verfolgbarer Kontinuität zu einer gewordenen äußeren Handlung zu bleiben, unentrinnbar für sie haftbar zu sein und gestellt werden zu können. Verantwortlich zu sein, noch im äußerlichsten Sinne eines Legalitätssystems«.<sup>64</sup> Betroffbarkeit ist keine Disposition des eigenen Wahrnehmens, sondern, weil das eigene Wahrnehmen sich selbst unzugänglich bleibt, eine der möglichen

---

Wissens erzwingt sie.« Hans Blumenberg: »Lebenswelt und Technisierung«, in: ders.: *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981, S. 7–54, hier S. 47.

<sup>61</sup> Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 56), S. 830.

<sup>62</sup> Blumenberg hat den Möglichkeitsraum dessen, was einen von außen betreffen kann, mit dem Horizontbegriff in Verbindung gebracht, allerdings zugleich die darauf gerichtete Arbeit der »Prävention« und »Präsumtion« betont: »›Horizont‹ ist nicht nur der Inbegriff der Richtungen, aus denen Unbestimmtes zu gewärtigen ist. Es ist auch der Inbegriff der Richtungen, in denen Vorgriffe und Ausgriffe auf Möglichkeiten orientiert sind.«, Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1979, S. 13.

<sup>63</sup> Blumenberg: *Beschreibung des Menschen*, S. 203.

<sup>64</sup> Ebd.

und untilgbaren Fremdwahrnehmung (»[m]an kann aus der Welt nicht verschwinden«),<sup>65</sup> bis hin zur möglichen Konsequenz der Vorladung. Betreffbarkeit meint einen immanenten Entzug, der die Möglichkeit enthält, von außen herangezogen werden zu können. Der juridische Sinn liegt etymologisch nicht fern.<sup>66</sup> Ausschlaggebend für die mit der Betreffbarkeit verbundene *Prävention* – dem Handeln auf Distanz – ist damit nicht die tatsächliche Begegnung, sondern die Möglichkeit des Herangezogen-Werden-Könnens.

Der körperliche Ort der Verschränkung aus Wahrgenommenwerden und Nichtwahrnehmenkönnen ist der Rücken: »Der Rücken ist das Unbekannte an uns selbst, darin zugleich der Inbegriff unserer Betreffbarkeit für das Unerwartete.«<sup>67</sup> Der Opazität des sichtbaren Körpers entspricht damit das Sich-selbst-undurchsichtig-Sein des Subjekts in seiner Leiblichkeit.

Allerdings ist auch Sichtbarkeit Effekt einer systematischen Extrapolation. Es meint lediglich, »jede Form von Sichtigkeit der Welt als an Sichtbarkeit in der Welt gebunden zu wissen, jede Steigerung von Wahrnehmung an die der Wahrnehmbarkeit«.<sup>68</sup> Sichtbarkeit ist keine positive Qualität, sondern ein notwendiger Rest in der Aktivität des Sehens. In den *Phänomenologischen Schriften* (2018) ist dies auf die bemerkenswerte Zuspitzung gebracht: »Die passive Optik ist aus der aktiven Optik entstanden«,<sup>69</sup> wobei die Genealogie hier in einem systematischen und nicht evolutorischen Sinn zu verstehen ist. Als Korrelat der passiven Optik markiert Betreffbarkeit die leibliche Seite dieser Konstellation. Entscheidend für die Herleitung des Arguments ist weiterhin *Intersubjektivität*. Sie ist noch *vor* der Idee einer faktischen Fremdwahrnehmung zu verorten, indem bereits der als ›möglich gedachte Andere‹ potentiell ›betrifft‹, daneben die Bewegung der Reflexion: Blumenberg rekonstruiert sie als »Rudiment einer kontingenten Ausgangslage der Selbstlokalisierung im Feld passiver Optik«.<sup>70</sup> Noch vor der Diskussion eines leiblichen und sensuellen Weltverhältnisses lässt sich bei der methodologischen Kritik selbst ansetzen.

Dass Phänomenologie vor allem eine Methode ist, ist von vielen Seiten herausgestellt und zuletzt von Alexander Schnell nochmals betont wor-

<sup>65</sup> Ebd., S. 279.

<sup>66</sup> Das Grimmsche Wörterbuch gibt für »betreffen« die Synonyme an: »treffen, betreten, ergreifen, ertappen, auf frischer that, auf dem fahlen pferde, auf einer lüge betreffen«, »betreffen«, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Leipzig 1854, Bd. 1, Sp. 1710.

<sup>67</sup> Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 56), S. 204.

<sup>68</sup> Ebd., S. 143.

<sup>69</sup> Blumenberg: *Phänomenologische Schriften 1981–1988* (Anm. 59), S. 440.

<sup>70</sup> Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 56), S. 110.

den.<sup>71</sup> Stellvertretend für eine Reihe noch prominenterer Autoren lässt sich ein Satz Adolf Reinachs anführen: »[D]as ist der wesentliche Punkt: Nicht um ein System von philosophischen Sätzen und Wahrheiten handelt es sich bei der Phänomenologie [...], sondern es handelt sich um eine Methode des Philosophierens, die gefordert ist durch die Probleme der Philosophie.«<sup>72</sup> Der Relativsatz ist insofern zentral, als er gegen die Annahme argumentiert, es handele sich um eine erlern- und anwendbare, letztlich um eine technische Methode. Blumenberg hat das, in dem mit »Husserls Gott« überschriebenen Abschnitt in *Beschreibung des Menschen*, so zugespitzt, dass ›Methode‹ nicht als Weise des Zugänglichmachens, sondern als radikale Abstandnahme zu dem, was betrifft oder betreffen könnte, zu verstehen ist: »Die Phänomenologie ist die Methode, im Menschen ein qualitativ gottgleiches Reservat zu schaffen, das nicht so sehr Überlegenheit über die Welt als vielmehr Unbetroffenheit und Unbetroffbarkeit durch sie gewährleistet.«<sup>73</sup> Das sich der Phänomenologie-als-Methode stellende und zu überwindende Problem bleibt, wie es *Arbeit am Mythos* (1979) für die Vernunft im Zeitalter der Aufklärung geltend macht, ihre eigene Geschichtlichkeit. Entsprechend auffällig ist, dass Betroffbarkeit in *Beschreibung des Menschen* exakt an der philosophiegeschichtlichen Bruchstelle zwischen Husserl und Heidegger eingeführt wird.<sup>74</sup> Dies geschieht in Form einer kritischen Reformulierung der Heideggerschen Sorge und der ihr anhaftenden Verfallenheit im Rückzug in die Alltäglichkeit, an der Blumenberg wiederum das Moment der Unauffälligkeit herausstellt. Er setzt insbesondere bei Heideggers Kritik der *Reduktion* an, dem Herzstück der phänomenologischen Methode.

Bereits in Blumenbergs unveröffentlichter Habilitationsschrift *Die ontologische Distanz. Eine Untersuchung über die Krisis der Phänomenologie Husserls* (Kiel 1950) ist die Bruchstelle zwischen Husserl und Heidegger der analytische Ausgangspunkt. Die Dissertation hatte zuvor unter dem Schlagwort der Ursprünglichkeit eine umwegige, aber entschiedene Kritik an *Sein und Zeit* formuliert. Das argumentative Scharnier für Blumenbergs Aufnahme der »Krisis der Phänomenologie Husserls« ist die Erfahrung

71 Vgl. Alexander Schnell: *Was ist Phänomenologie?*, Frankfurt a.M. 2019.

72 Adolf Reinach: *Was ist Phänomenologie?* (1914), München 1951, S. 21, zit. n. Schnell: *Was ist Phänomenologie?* (Anm. 71), S. 41 f.

73 Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 56), S. 386.

74 Diese Bruchstelle wird später auch im Methodenaufsatz thematisch: »Husserl hat [den] Cartesischen Ansatz mit ungleich größerer Konsequenz und Radikalität mit seiner ›phänomenologischen Reduktion‹ durchgeführt. Die rationale Gewaltsamkeit dieses Unternehmens hat wesentlich die Gegenbewegung der ›Existentialphilosophie‹ mit ihrer Betonung der unreduzierbaren Charaktere der Geschichtlichkeit, Faktizität usw. ausgelöst.« Blumenberg: »Philosophischer Ursprung und philosophische Kritik des Begriffs der wissenschaftlichen Methode« (Anm. 47), S. 139, dort Anm. 22.

von Geschichtlichkeit. Diese wird mit einer der beiden Extremstellen der titelgebenden »ontologischen Distanz« in Verbindung gebracht:<sup>75</sup> Während »Gegenständigkeit« die Seite einer szientifischen und letztlich bis auf Descartes rückführbaren Abstandnahme bezeichnet – Blumenberg legt Wert darauf, dass dies noch im Vorfeld der Subjekt-Objekt-Ordnung zu veranschlagen ist –, wird mit »Inständigkeit« die Dimension einer unabweis- und unkalkulierbaren Erfahrung verbunden.<sup>76</sup> Gegen das ›Gegen‹ der Gegen-Ständigkeit setzt Blumenberg ein ›In‹.

Es wird über den Zwischenschritt einer historischen Typologie der »Andringlichkeit« hergeleitet.<sup>77</sup> Dabei steht nicht so sehr die *Möglichkeit* des Angegangenwerdenkönnens im Vordergrund, sondern die Unabwendbarkeit eines Widerfahrnisses. Es zeichnet sich dadurch aus, dass es mit der Rankeschen Leitfrage, ›wie es eigentlich gewesen‹, nicht einholbar ist. Der Wirklichkeitscharakter des bereits stattgehabten Widerfahrnisses ist ebenso prekär wie der des noch ausstehenden. Es soll zutiefst ontologisch und nicht ontisch, als Begegnendes, verstanden sein. Zur Ausarbeitung dieser Andringlichkeit nennt Blumenberg drei historische Wegmarken, welchen gemeinsam ist, am Ursprung der Krisis der im Modell der »Gegenständigkeit« erhofften Gewissheit mitgewirkt zu haben, und zwar: »die mythische Besessenheit, die gnostische Weltbedrängnis, die Unabdingbarkeit des christlich-gläubigen ›Hörens‹«. <sup>78</sup> Demgegenüber ist mit ›Geschichtlichkeit‹ eine Radikalisierung von Andringlichkeit – womöglich sogar das Ausbrechen aus diesem Schema – gefunden.

Die Erfahrung von Geschichtlichkeit ist nicht einfach ein weiterer ›Typus‹ in solch einer Reihung [...]. Zwar ist auch hier zunächst der Anspruch der Gegenständigkeit außerkräftgesetzt, die Unbenommenheit der theoretischen Distanz infragegestellt, die gegenständliche Verfügbarkeit gebrochen; aber die Auslegung dieser Bewußtseinslage ergibt den einzigartigen Rang des Phänomens der ›Geschichte‹, das nicht ›ein weiterer Typus‹ von Andringlichkeit im Sinne der soeben genannten ist, sondern das Bewußtwerden des Stigmas der faktischen Je-Einzigkeit selbst, das diesen und allen Phänomenen ›in‹ der Geschichte als ihr eben geschichtliches Sein zukommt. Was das ›Wesen‹ des Geschichtlichen in seiner Geschichtlichkeit ausmacht, das ist diese ungewärtigte Betroffenheit, die die wissenschaftliche Historie mit ihrem Anspruch theoretischer Gegenständigkeit in dem Bewußtsein ihrer eigenen und unausschlagbaren, also geschickhaften *Inständigkeit* in der Geschichte erfährt.<sup>79</sup>

<sup>75</sup> Vgl. Hans Blumenberg: *Die ontologische Distanz. Eine Untersuchung über die Krisis der Phänomenologie Husserls*, Habilitationsschrift, Kiel 1950, S. 95–107.

<sup>76</sup> Vgl. ebd., S. 96.

<sup>77</sup> Ebd.

<sup>78</sup> Ebd.

<sup>79</sup> Ebd.

Das Argument ist über eine präentionale Logik aufgebaut: Es geht nicht um empirische Sachverhalte, sondern um Dispositive, die sich mit Ansprüchen – als Präentionen auf Gegenständlichkeit – verbinden. Daraus folgt, dass die beschriebene Erfahrung keineswegs eine subjektive ist, sondern bereits das Subjekt-Sein selbst bestimmt. Es ist also nicht *meine* ungewärtigte Betroffenheit gemeint. Es wird stattdessen die ungewärtigte Betroffenheit thematisch, die »die wissenschaftliche Historie [...] erfährt«,<sup>80</sup> also der methodische Apparat.<sup>81</sup> Der ontologische Kulminationspunkt der Andringlichkeit bleibt an den Bereich des ihm am fernsten Liegenden, nämlich an den maximalen Anspruch auf Regelungsdichte, gebunden. Er wird als Problem nur dort erfahrbar, wo überhaupt gar nicht erfahren werden soll und darf. Das Problem war, so Blumenberg, »dem Blick so gründlich entzogen«, dass dadurch »die Vehemenz seines Hervortretens [...] potenziert« worden sei.<sup>82</sup> Einschränkend wird noch gesagt, dass diese Erfahrung nur zugänglich sei, insofern die Historie – hier zu paraphrasieren mit ›Methode‹ – auf ihre eigene Inständigkeit reflektieren könne. Wie soll genau die Bewegung, die darauf aus sein muss, ihre Inständigkeit vergessen zu machen, nun genau davon ein Bewusstsein erlangen?<sup>83</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Geschichtlichkeit der historisch-technischen Methode ist ihre ontologische Betroffenheit, die im Welt-Begriff aufgefangen wird. Die Geschichtlichkeit der Phänomenologie, hier die Schwelle zwischen Husserl und Heidegger als »Krisis der Phänomenologie«, bringt wiederum die grundlegende Betroffenheit der phänomenologischen Methode zutage, und das bemerkenswerterweise über eine Neufassung des Welt-Begriffs selbst. Die *Weltgebundenheit* im In-der-Welt-Sein wird über den Zwischenschritt des Existenzials der Sorge in das Strukturproblem der Betroffenheit umgesetzt.

Die Verbindung von Sichtbarkeit, Distanz und Leiblichkeit wird dadurch brüchig. Nicht sofort weil der Mensch sichtbar ist, schafft er sich – instrumentell verstanden – Distanz durch kulturelle Formen, etwa Metaphern und Mythen, sondern weil sich eine solche Distanz nicht halten lässt, wird der Komplex der Sichtbarkeit (und mit ihm das Distanzwesen Mensch) erst zum Thema. Entsprechend zeugen die Rezeptionsgeschichten von Mythos und Metapher nicht vom Distanzgewinn selbst, sondern von einem uneinlösbaren Anspruch *auf* Distanz.

<sup>80</sup> Ebd.

<sup>81</sup> »Worauf es hier ankommt, ist zu zeigen, daß der wissenschaftlich-gegenständliche Ansatz auch in seiner äußersten methodischen Verfeinerung das Phänomen ›Geschichte‹ nicht *erschöpfen* kann, ja notwendig und im des wesentlichen Ertrages willen *exzentrisch* verengen muß.« Ebd., S. 101.

<sup>82</sup> Ebd., S. 96 f.

<sup>83</sup> Hierin wird Blumenbergs späterer Umbau des Lebensweltbegriffs bereits vorweggenommen.

Blumenbergs *Schiffbruch mit Zuschauer* (1979) führt die genannten Schwierigkeiten äußerst präzise vor. Einerseits destruieren metaphorische Konfigurationen die Distanzleistung des Begriffs und andererseits wird innerhalb des Paradigmas eine parallele Destruktion erprobt: Spätestens mit den Ausführungen zu Jacob Burckhardt und dem Verlust der Zuschauerposition fällt, was als Distanznahme anthropologisch irreduzibel scheint. In der Rezeptionsgeschichte der Konfiguration ›Schiffbruch mit Zuschauer‹ wird lesbar, was strukturell bereits das Aufkommen einer solchen Konfiguration notwendig gemacht hatte: nämlich die immanente Destruktion der Möglichkeit der Distanznahme. Diese Möglichkeit erlaubt bei Blumenberg, wenn auch etwas verdeckt und über einen Umweg, die Rückkehr der Sinnlichkeit, mithin des Taktilen.<sup>84</sup>

Ähnlich wie in den ästhetisch-metaphorologischen Schriften geht es in den anthropologischen Schriften um eine großflächige Restitution der Ansprüche dessen, was – wie etwa Rhetorik und Metapher – abgewehrt werden sollte. Blumenbergs Argument setzt entsprechend ein mit der in der »Abwehr der Anthropologie«<sup>85</sup> beschlossenen Andringlichkeit des Abgewehrten: »Der Mensch als philosophisches Thema – das ist Preisgabe der so [also in Husserls Phänomenologie] gewonnenen Distanz.«<sup>86</sup> Es ist erstaunlich, dass die Einführung gerade des Themas, das eine Philosophie der Distanz sachlich möglich macht, eine Preisgabe von Distanz in methodologischer Hinsicht einschließt. Man kann demnach von einer immanenten Betroffbarkeit der Phänomenologie durch Anthropologie sprechen:<sup>87</sup> nicht als externe Hinzutat, sondern als eine in ihrer aktiven Optik angelegte Selbstkritik. Zambon hat das folgendermaßen formuliert: »Die Korrektur ihrer methodischen Inkonsistenzen und Beschreibungsfehler soll die Rückführung der Phänomenologie auf ihr deskriptives Potential ermöglichen sowie die Entwicklung einer phänomenologischen Anthropologie.«<sup>88</sup> Allerdings lässt sich fragen, ob der Nachweis der Betroffbarkeit der phänomenologischen Methode nicht eher einer Öffnung

<sup>84</sup> Vgl. zu dieser These: Alexander Waszynski: »Berührbarkeit. Krisen der Distanznahme bei Hans Blumenberg und Jacob Burckhardt«, in: Andrea Erwig/Sandra Fluhrer (Hg.): *Komparatistik-online* 2019.1, Themenheft: *Berühren. Relationen des Taktilen in Literatur, Philosophie und Theater*, S. 56–78.

<sup>85</sup> Blumenberg: *Beschreibung des Menschen* (Anm. 56), S. 190.

<sup>86</sup> Ebd., S. 31.

<sup>87</sup> Die *Beschreibung des Menschen*, so Konersmann, bekenne sich »offen als ein ›Wagestück‹ und sogar als eine ›zweifelhafte Wissenschaft‹, die nachliefert und ergänzt, was in der Rationalität der Wissenschaften außer Betracht bleibt und, aufgrund der inneren Logik der Erkenntnis, außer Betracht bleiben muß.« Ralf Konersmann: »Zuletzt und verspätet. Hans Blumenbergs Beschreibung des Menschen als Kulturphilosophie«, in: Michael Moxter (Hg.): *Erinnerung an das Humane. Beiträge zur phänomenologischen Anthropologie Hans Blumenbergs*, Tübingen 2011, S. 226–239, hier S. 232.

<sup>88</sup> Zambon: »Nachwort des Herausgebers« (Anm. 59), S. 513.

als einer Korrektur gleichkommt. Denn wiedergewonnen wird nicht die Stabilität der Phänomenologie, sondern ihre Instabilität.

## V. Schluss

In unterschiedlichen Ausprägungen finden sich bei Husserl, Derrida, Kracauer und Blumenberg Hinweise auf theoretische Verfahrensweisen, die ohne feste Anhaltspunkte auskommen müssen, aber dennoch nicht beliebig sind. In diesen Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts ausgearbeiteten Programmen, so das Argument, werden zugleich Berührungen ›gedacht‹, die sich als Konsequenzen einer methodischen Radikalisierung verstehen lassen: als ›Fühlbarkeit‹ und ›Betreffbarkeit‹ oder, wie bei Kracauer, unter Ausnutzung des Potentials sprachlicher Ambiguität. Der Gewinn liegt darin, dass sich auf diese Weise ein Zugang zum Taktilen erschließen lässt, der womöglich noch unter der Bedingung maximaler Mittelbarkeit tragfähig wäre, der also ästhetische und theoretische Verfahren bereits miteinbeziehen würde, noch ehe sie Figurationen des Berührens zu sehen geben. Während der Aufruf zu mehr Körperlichkeit versucht, seine eigene sprachliche Verfasstheit vergessen, also sich selbst nichtig zu machen, lassen sich Ansätze zu einer Theorie der Berührbarkeit insbesondere dort finden, wo methodische Klärung angestrebt wird – so wie sich das Unbeschreibbare nur im Ausschöpfen deskriptiver Mittel und das Unbegriffliche allein in den Ansprüchen auf terminologische Präzision verbirgt. Die Möglichkeit des Berührens ergibt sich daraus, dass, wie Blumenberg in einem postum erschienenen Fragment und mit Blick auf Husserls Umbau der Methode der Reduktion sagt, »die Arbeit an der ›Weltdistanz‹ [...] nie endgültig werden kann.«<sup>89</sup> Es geht dabei um die Spannung zwischen der »Kunst, sich herauszuhalten«,<sup>90</sup> und dem unweigerlichen »Hereingezogenwerden in die unbewältigte Lebenswirklichkeit«.<sup>91</sup>

Ebenfalls an der späten Phänomenologie Husserls weist Derrida auf eine notwendige ›Verleiblichung‹ im Prozess der Idealisierung hin. Das, was im Fokus auf das vermeintlich Andere des körperlichen Kontakts, auf Technisierung, Logifizierung und Methodenverfeinerung, insistiert, liegt nicht jenseits, sondern diesseits medialer Zurichtungen. Die Möglichkeit der Berührung ist, weil sie die methodischen Absicherungen betrifft, eine

---

<sup>89</sup> Hans Blumenberg: »Wie man Zuschauer wird«, in: ders.: *Ein mögliches Selbstverständnis*, aus dem Nachlass, hg. von Hans Blumenbergs Erben, Stuttgart 1997, S. 93–107, hier S. 104. Der Text ist Teil des Kapitels »Das Beschreibliche und das Unbeschreibliche.«

<sup>90</sup> Ebd., S. 102.

<sup>91</sup> Ebd., S. 104.

Möglichkeit der Kritik:<sup>92</sup> eine nur im Zickzackverfahren anzubringende Kritik jedoch, die, indem sie die Ansprüche des Körperlichen restituiert und einer Verantwortung dem Unbewältigten gegenüber nachkommt, den Kontakt zu den Texten, Zeichen und Medien nicht verliert.

---

<sup>92</sup> Angeschlossen werden kann dazu an Katia Schwerzmann: »«Coupling Parts That are Not Supposed to Touch« oder die Berührung als Kritik«, in: Fluhrer/Waszynski): *Tangieren* (Anm. 58), Freiburg i. Br. 2020, S. 283–299, hier S. 298: »Die berührende Kritik, die sich von der sicheren Distanz verabschiedet hat, die mit der Theorie assoziiert war, akzeptiert, von der immer singulären Verschränkungssituation auszugehen, durch sie angesteckt, affiziert zu werden und materiell-diskursiv gestaltet zu werden.«